

jagd.guide

Wolfgang Heller

Ein Handbuch zur Jagd



wolfgangheller@jagd.guide

Jagd - Jagdrevier
Revier Einrichtung - Hochsitze
Jagdwaffen - Jagdmunition
Jagdoptik - Jagd-Outfit
Revier-Outfit - Hunde-Outfit

www.Jagd.Guide

wolfgangheller@jagd.guide

Hallo, Jägerinnen, Jäger,



Im Frühjahr 2017 werden es 40 Jahre, dass ich meinen ersten Jagdschein löste. Nach drei Jagdjahren im Revier von Freunden konnte ich dann zusammen mit einem Jagdfreund ein über 600 großes Hochwildrevier im Hintertaunus, also im nördlichen Taunus pachten. Wir teilten das Revier in zwei Hälften, in denen jeder eigenständig jagen konnte. Den Abschuss teilten wir uns.

Bis dahin war es aber eine recht lange Vorgeschichte.

Rückblick

Eigentlich hätte ich 1944 im Bahnhof in Audenschmiede im Weital geboren werden sollen. Mein Vater war im Krieg, meine Mutter lebte derweil bei meinen Großeltern im Bahnhof Audenschmiede. Der Großvater war Bahnhofsvorsteher. Weil zu dieser Zeit die Bahnstrecke im Weital immer wieder unter dem Beschuss und Bombardement der alliierten Flieger lag, quartierten meine Großeltern meine hochschwängere Mutter zu Verwandten nach Wolfenhausen aus. Dort wurde ich dann im Oktober 1944 geboren. Ob der Name des Ortes Anlass für meinen Vornamen Wolfgang war, weiß ich im Nachhinein nicht. Zumindest weiß ich aber, dass im Laubus, dem Wald von Wolfenhausen, vor etwa 200 Jahren der letzte Wolf erlegt wurde und dass in eben diesen Wäldern sich ungefähr zur gleichen Zeit der Schinderhannes herumgetrieben hatte. Für die,

die es interessiert: Schinderhannes war in Hunsrück und Taunus ein weithin bekannter Räuber, so eine Art deutscher Robin Hood. Er suchte immer wieder Unterschlupf in den dichten Wäldern des Hintertaunus rund um Langhecke. In Wolfenhausen wurde er schließlich gefasst und nicht lange darauf in Mainz gerichtet.

Nach meiner Geburt kehrte die Mutter dann zurück zum Audenschmieder Bahnhof. Sie musste noch manches Mal mit mir im Kinderwagen über die Gleise der Weiltalbahn zum alten Bergwerksstollen am Fuße des Bielsteins flüchten, wenn die Luftschutzsirenen wieder einmal Tiefflieger ankündigten.

Die kamen in Herbst und Winter besonders häufig. Göring und Speer hatten mit dem Adlerhorst in Kransberg im östlichen Taunus ein weiteres Hauptquartier für die Nazi-Führung eingerichtet. Der Zugang erfolgte unter anderem über die Bahnstrecke im Weital, über die Bahn Wetzlar-Grävenwiesbach und über den

Feldflughafen in Merzhausen. Als es mit dem 1000-jährigen Reich schon nach 12 Jahren zu Ende ging, verlegte Hitler sein Hauptquartier von Mitte Dezember bis Mitte Januar in den Adlerhorst bei Kransberg. Sein Zug parkte abwechselnd in den Tunneln und Taleinschnitten der Weiltalbahn oder im Tunnel von Hasselborn. Von Kransberg aus versuchte er, die Ardennen-Offensive zu steuern und das Kriegsglück noch einmal zu wenden. Diese Bewegungen waren den Alliierten nicht verborgen geblieben. In der Folge flogen sie in den Mittagsstunden des Heiligen Abends 1944 einen demonstrativen Angriff mit über 2000, ja über zweittausend, Kampfflugzeugen und Bombern auf die Städte, Dörfer und Infrastruktur im und um den Taunus. Einer der Angriffsschwerpunkte war der Feldflugplatz zwischen Wilhelmsdorf und Merzhausen, dort wo heute die große Erdfunkstation eingerichtet ist. Von dort startete damals das letzte Aufgebot der deutschen Luftwaffe zur Unterstützung der Ardennen-Offensive.

Ich schreibe das so ausführlich, weil sich in unseren Wäldern und Feldern an allen Ecken und Enden noch Spuren dieser Zeit finden. Gleich, wo man geht und jagt, stößt man auf Relikte dieser finsternen Zeit.

Nachkriegskind

Mit den Folgen des Krieges wuchs ich in den nächsten Jahren auf. Mein Vater wurde unmittelbar nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft von den Amerikanern als Polizist eingesetzt. Unsere Wohnung war gleichzeitig Polizeistation. Keller und Schuppen waren damals so eine Art Auffanglager für abgegebene und aufgefundene Waffen und Munition. Waffen, Brandbomben und Granaten holten die Amerikaner ab, Patronen jeden Kalibers drehte mein Vater bei uns im Schuppen mit zwei Rohrzangen auf. Wir Buben sammelten die Hülsen und das Pulver, um es dann, wenn genug zusammengekommen war, zur aller Freude abzufackeln. Mit Nägel, Hammer und Steinen brachten wir die Zündhütchen zur Explosion.

Was Wunder, dass ich schon sehr früh mit Waffen und Munition vertraut war und schon sehr früh lernte, verantwortlich mit beidem umzugehen.

Doch zurück zum Bahnhof Audenschmiede. Der war schon immer Dreh- und Angelpunkt für die Waldwirtschaft im nördlichen Taunus und natürlich auch für Jagd und Jäger. Neben großen Mengen Langholz wurde auch fast alles Wild, das im mittleren und oberen Weital zur Strecke kam, im Güterschuppen zum Transport nach Frankfurt abgeliefert.

Vor dem Krieg kamen die Jagdpächter noch mit dem Zug aus Frankfurt. Sie gingen dann zu Fuß in die vom Bahnhof erreichbaren Reviere. Hatten sie Jagdglück, lieferten sie das erlegte Wild am Bahnhof ab. Das wurde dann im Packwagen des nächsten Zuges nach Frankfurt befördert. Kühlung und Kühlkette waren damals noch kein Thema. Es machte auch nichts, dass der Hirsch, der da auf dem Handkarren auf die Verladung wartete, im August vor lauter Fliegen

nur noch an seinem Geweih erkennbar war. Für die Menschen dieser Zeit war das *state oft he art*. Für die Frankfurter wurde dieses Wild dennoch zum Hochgenuss. Sie ließen es sich schmecken. Wild hat halt Hautgout.

Besonderes Jagdglück hatte in den dreißiger Jahren der aus Frankfurt kommende Pächter des Revieres Langenbach. Auch er reiste mit Gewehr und Hund zur Jagd mit der Bahn an. Eines späten Abends baumte er vom Ansitz ab und machte sich auf den halbstündigen Weg zum letzten Zug.

In Höhe der Langenbacher Mühle verschlug es ihm den Atem. Ein dicker schwarzer Klumpen am Rande eines kleinen Wäldchens. Das konnte nur ein Hauptschwein sein. Büchse runter, Visieren und Schießen waren eins. Als er zum erlegten Stück trat, hat es ihm wohl den Atem verschlagen. Was da lag, war kein Keiler, es war ein ausgewachsener Braunbär. Ihm blieb aber wenig Zeit zum Nachdenken. Aus dem Wäldchen hörte er schon Schreie. Er hatten den Tanzbären

der Zigeuner, die dort immer wieder mal lagerten, erschossen. Um drohendem Unheil zu entgehen, floh er in dunkler Nacht so schnell es ging zum Bahnhof. Der Tatort lag am Schulweg meiner Eltern. So erlebten sie alles unmittelbar. Sie erzählten uns später, dass der Jäger mit seinen Freunden die Haut des Bären über mehrere Tage in einem Weilburger Hotel versoff. Sie erzählten aber auch, dass der Jäger später nicht nur eine deftige Strafe erhielt, sondern den Zigeunern auch einen hohen Preis für den Verlust ihres Bären zahlen musste.

Doch zurück zum Bahnhof.

Wenn Wild hereinkam, hatte ich bis zur Verladung des erlegten Wildes in den nächsten Zug genug Zeit, das Wild gründlich in Augenschein zu nehmen. So war ich schon früh mit Hirsch, Alttier, Schmaltier und Kalb vertraut, wusste, Geweihe zu bestimmen und auch Alter und Gewicht. Ebenso vertraut wurde ich mit Schwarzwild in jeder Ausprägung, vom

Frischling, über die Bache bis zum kapitalen Keiler.

Richtige Keiler mit starkem Gewaff gab es damals reichlich, hatte im Krieg doch kaum einer Zeit, den Sauen nachzustellen. Und nach dem Krieg herrschte erst einmal Waffen- und Jagdverbot. Da hatte mancher Wutz Zeit, zum Keiler mit starken Waffen heranzuwachsen.

Hin und wieder fiel aber trotz Jagdverbot ein Hirsch oder ein Keiler nächstens einem Jäger zum Opfer. Das Gewehr dazu lag eingewickelt in Ölpapier im Wald vergraben und wurde nur dann herausgeholt, wenn die Luft rein und dunkel und die Amerikaner in der Garnison waren.

Knallte es dann einmal, hieß es, das Gewehr schnell einzugraben, abzudecken und in Deckung zu gehen. Illegaler Waffenbesitz und Gebrauch konnte damals unmittelbar mit dem Tode bestraft werden. *Anders als in Irak und Syrien, wo jeder seine Kalaschnikow behalten durfte.* Wenn dann der Schuss gefallen war, hieß

es, Ruhe bewahren und aus der Deckung heraus zu beobachten, was passierte. Nicht selten rückte die Militärpolizei an, leuchtete vom Jeep aus mit Scheinwerfern die Felder ab – in den Wald traute sie sich nicht - und schoss ein paar MG-Salven in die Felder. Damit hatte die MP ihre Schuldigkeit getan. Sie kehrten zum Standort zurück. Jetzt konnte unser Jäger den Anschuss untersuchen und wenn alles gut lief, auch das Stück finden. Das lag meistens, weil die Jäger kriegserfahren und die die Spitzen der Patronen für eine bessere Energieabgabe vielfach angesägt waren. Wenn kein Teilmantelgeschoss verfügbar war, sägte man sich sein Teilmantel-Dumdum aus einer Militärpatrone selbst zurecht.

Natürlich durfte das erlegte Wild nicht an Ort und Stelle aufgebrochen werden. Mit ein paar Freunden wurde es noch in der Dunkelheit auf einen Handkarren verladen und nach Hause gezogen, um dann im Keller ausgeweidet und zerlegt zu werden. Die Mitwisser und Mittäter wurden mit dem einen und anderen Braten

genossen gemacht. Solche Geschichten um die heimliche nächtliche Jagd und den Heimtransport des Wildes füllten damals ganze Familienfeiern.

So wie ich es hier niederschreibe, hat es mir mein Grundschullehrer und späterer Jägervater in besinnlichen Stunden erzählt. Nach Schnell-Abitur im vorletzten Kriegsjahr und kurzem Fronteinsatz füllte er nach Kriegsende mit so manchem schwarz geschossenen Stück Wild die Fleischtöpfe und Bräter der Familie.

Da gab es auch die Geschichten um den Wilderer von Audenschmiede. Er hatte wenig Geld und eine große Familie zu versorgen. So soll er an manchem Abend vom Haus am Weiher in den Bielstein aufgebrochen sein. Wenn dann ein Schuss fiel, waren sich alle sicher: Das war er wieder. Die Leute erzählten damals, dass er sein Gewehr im Wald versteckt hielt, manchmal aber auch im Hosenbein seines steifen Beines mit sich führte. Es hieß auch, dass er den Förster warnen ließ, an dem einen und anderen Abend

dem Revier fern zu bleiben. Jedenfalls brachte er seine Familie gut über die Zeit und niemand zeigte ihn an.

Doch zurück zu meinem Grundschullehrer und späteren Jägervater.

Weil ich schon früh recht gut in Rechnen und Schreiben war und meine Aufgaben in der Schule immer schnell erledigt hatte, schickte er mich Anfang der 50er Jahre während des Unterrichts immer mal zu sich nach Hause, wenn er etwas vergessen oder abzuliefern hatte. Ich nutzte die Gelegenheiten, mir seine schon damals reiche Trophäenwand anzuschauen. Am meisten imponierten mir die zahlreichen, fast kreisrunden Keilerwaffen, deren Träger zumeist seinem alten 98er, den bis zur letzten Treibjagd erfolgreich führte, zum Opfer gefallen waren. Vermutlich habe ich mich schon damals mit dem Jagd-Virus infiziert.

Polizeistreifen mal anders

Ein Teil der Arbeit meines Vaters waren dienstliche Streifen durch Feld und Wald. Mindestens einmal wöchentlich waren diese Streifen durchzuführen. Sie begannen bei uns im Feld, führten dann über weite Feldwege hinein in die großen Wälder und endeten meist oben an der Frankfurter Straße bei Möttau im Einhaus. Dabei konnte es schon einmal vorkommen, dass der Wirt am nächsten Morgen anrief: Heini, du hast wieder einmal dein Gewehr oder deinen Revolver vergessen. Was heute die Titelseite der Bildzeitung füllen würde, war damals Alltag und kein Problem.

Ich liebte es, meinen Vater, seinen Kollegen und unseren Schäferhund auf diesen Streifen zu begleiten. Schnell waren die Hausaufgaben gemacht. Dann konnte es losgehen. Umziehen musste ich mich nicht. Ich hatte nur das eine Paar Schuhe und nur die eine kurze Lederhose. In der kleinen Tasche an der rechten Seite

steckte ein alter Hirschfänger. Mit acht bekam ich dann einen Dolch mit Hirschhorngriff.

Unterwegs kamen wir immer wieder einmal an kleinen, aufgelassenen Steinbrüchen vorbei. Hier kam dann meine Stunde. Ich durfte mal mit dem Smith und Wessen Revolver schießen, aber auch das eine und andere Mal mit dem M1-Karabiner im Kaliber 30.30, mit dem die Amis die deutschen Polizisten ausgerüstet hatten. Beide Waffen standen damals im unverschlossenen Wohnzimmerschrank. Es galt der Ehrenkodex, die Waffen nur unter Aufsicht anzuschauen und anzufassen. Auch hier hat sich die Zeit verändert. Muss heute ein Polizist über jede Patrone Rechenschaft ablegen, konnten wir früher ganz einfach auf die Munition zugreifen.

Besonders beeindruckt war ich natürlich, wenn ich einmal ein richtiges Jagdgewehr mit Zielfernrohr sehen und in die Hand nehmen durfte. Die Jäger damals hatten meist eine Querflinte, eventuell einen Drilling und in unserer Gegend auch eine Büchse, einen

Karabiner. Der war vom Typ 98 und hatte fast ausschließlich das Kaliber 8 x 57. Auch davon gab es Munition überall. Einmal begleitete ich mit meinem Vater zu einem seiner Freunde. Der war Jäger, hatte einen 98er und dazu sogar noch Leuchtspurmunition. Ich muss ihm wohl keine Ruhe gelassen haben. Wie anders ist es zu erklären, dass er am helllichten Tag aus dem Wohnzimmerfenster drei Schuss Leuchtspurmunition übers Dorf schoss. Andere Zeiten halt.

So langsam näherte ich mich der Jagd immer mehr. Ein Schwager meines Großvaters war Förster im Hohen Westerwald, dessen Sohn Förster ebendort. Der Großvater meines Onkels war Förster im Forsthaus Möttau, seine Töchter hatten wiederum Förster geheiratet. Ihr könnt euch vorstellen, worum es ging, wenn wir auf Geburtstagsfeiern zusammensaßen. Für mich war das mehr als ein Festessen.

Hin und wieder besuchten wir einen der försterlichen Verwandten. Ein Besuch ist mir

dabei in besonderer Erinnerung. Als wir den Onkel meines Onkels im Forsthaus Nikolausstollen im Dillenburger Bergland besuchten, machten wir nach der Kaffeezeit einen kleinen Reviergang. Natürlich war der Onkel försterlich mit hohen, blankgeputzten schwarzen Stiefeln, Stiefelhose, Uniformrock und Försterhut gekleidet. Der Saubart oben auf dem Hut verkündete: Sauen, habt Acht! Und dann schulterte der Onkel ein richtiges Förstergewehr, von dem er sagte, dass es eine Büchsflinte sei. In den einen Lauf stopfte er eine Schrotpatrone, in den Lauf daneben eine dicke Patrone. Zu Hause habe ich dann in meinem Burgsmüller-Katalog, das war so eine Art Frankonia-Katalog dieser Zeit, nachgeschlagen. Da konnte ich lesen, dass es sich um die zwar dicke aber langsame und energiearme 9x3 x 72R handelte, die so manches Stück Wild streckte, die aber im Schild eines Keilers schon einmal stecken bleiben konnte. Nicht umsonst schrieb Hermann Huttel, ein jagender Schriftsteller aus dem Herborner Land, dass damals so mancher

Keiler zur Strecke kam, der den einen und anderen Bleibatzen im Schild mit sich herumtrug.

Ihr seht, ich konnte gar nicht anders, als auch zur Jagd zu gehen.

Kontakte zur Jagd hatte ich auch über einen Klassenkameraden, dessen Vater Forstmeister im hiesigen Forstamt war. Wenn die Hausaufgaben gemacht waren, oft haben wir sie gemeinsam gemacht, war das weitläufige Areal des Forstamts unser Abenteuer-Spielplatz.

Die Familie meines Freundes hatte im Krieg Heimat und Gut in Pommern verloren und zumindest eine neue Heimat im Taunus gefunden. Retten konnten sie ihr Leben, ihre Kultur und einige ihrer wichtigsten Dinge. Darunter auch Jagdwaffen, die in dieser Besonderheit, Funktion und Wertigkeit weit über das hinausgingen, was ich mir bis dahin vorstellen konnte.

Der Vater meines Freundes war aber auch ein begeisterter Naturfotograf und Naturfilmer. Seine Bilder von Jagd, Wild und Natur begeisterten mich. Aber auch seine Filmkameras, die Beaulieus mit ihren wertvollen Objektiv-Revolvern und dem damals ersten Super-Zoom. Und dann war da noch etwas. Er sah die Dinge nicht isoliert. Er sah und liebte nicht nur die Jagd. Er sah die Dinge im Zusammenhang: Das Wild, den Wald, die Natur, die Geschichte und die Kultur, also auch die Menschen und ihr Wirken.

Ich bin heute sicher, dass mich seine Sicht auf Jagd und Natur und seine Leidenschaft für Fotografie und Film weitaus stärker beeinflusst haben, als es mir damals bewusst war. So wie bei ihm damals, zählte und zählt auch für mich weniger eine reiche jagdliche Beute als das Erlebnis, so zählt für mich auch weniger eine Vielzahl von Trophäen an der Wand, als die Erlebnisse und die Bilder in Kopf und Herz. In all meinen Jagdjahren, hat mich denn auch die

Kamera viel häufiger ins Revier begleitet, als das Gewehr.

In der Zeit nach dem Abitur war Jagd in meinem Leben kein Thema. Der Wehrdienst war abzuleisten, das Studium zu absolvieren, die Zeit bis zur zweiten Staatsprüfung als Lehrer.

Dann folgten Familienzeit, Haus, Kind und die obligatorischen Bäume, die ein Mann pflanzen muss.

Als all das erledigt war, saßen meine Frau und ich im neuen Haus am morgendlichen Frühstückstisch, als drei meiner späteren Jagdfreunde mit Flinten und Vorstehhunden am Fenster vorbei ins Revier gingen.

In einer Zeit, in der Jäger vielfach mit kleinen, großen und zum Teil riesigen Geländewagen ins Revier fahren, können wir uns kaum noch vorstellen, wie Jäger zu Fuß, mit Hund und Gewehr durchs Dorf zur Jagd gingen. Sie waren selbstverständlicher Teil der Gesellschaft.

Die drei gingen auf die damals noch reichlich vorhandenen Rebhühner. Wenn dann auch noch ein Hase im Rucksack und ein Fasan am Galgen der Jagdtasche hing, war es ein guter Jagdtag.

Das Bild der drei Jäger mit ihren stolzen Vorstehhunden steht mir noch heute wie vor über 40 Jahren vor Augen. Ich sehe noch, wer neben wem ging und welche Hunde sie dabei hatten. So wollte ich auch jagen.

Als dann eine Nachbarin vorbeikam – ihr Mann, heißblütiger Jäger, Amtmann im Forstamt und Jungjägerausbilder – und vom gerade beginnenden Jungjägerkurs berichtet, bat ich sie noch auf der Straße, mich bei ihrem Mann zum Kurs anzumelden. In der folgenden Woche begann der Kurs.

Wie es weiterging, schreibe ich über Winter.

Platzhalter für folgende Kapitel

- Meine ersten drei Jagdjahre im Revier meines Jägervaters
- Zwei Pachten und zwei Auszeiten
- Jagd, Jäger, Wild,
- Jagdpraxis, Hunde,
- Reviereinrichtungen, Hochsitze, ...
- Revier-Praxis, ...
- Jagdwaffen, Optik, Munition und Outfit.

Über Winter stelle ich hier auch eine Übersicht über die gängigen Ansitzleitern, Kanzeln und Erdsitze zusammen, erläutere ihren Bau und füge Bilder und Konstruktionszeichnungen bei.

Und natürlich schreibe ich auch darüber, wie ich mich von einem jungen, stürmischen zu einem klugen Jäger entwickelt habe und auch über den einen und Jäger, er mir auf diesem Weg Freund, Vorbild und Ratgeber war.

Die nachfolgenden Textbausteine sind noch ungeordnet. Ich werde sie in den nächsten Wochen in die richtige Abfolge bringen und überarbeiten.

Maisrevier



Maisrevier

770 ha Revier, 31 Maisäcker, verteilt über das ganze Revier. Große Flächen direkt am Wald und Sauen überall haben mich in den vergangenen Jahren ganz schön gefordert und phasenweise auch überfordert. Um für diese Herausforderungen besser gerüstet zu sein,

bereite ich mich in diesem Jahr schon frühzeitig auf die heiße Maiszeit vor. Begleiten Sie mich.

Bis auf drei große Maisschläge ist der Mais im Revier jetzt gehäckselt. Zwei der verbliebenen Schläge folgen noch bis zum ersten Oktoberwochenende. Danach bleibt nur noch ein Schlag. Der wurde schon in den vergangenen Jahren stets als letzter Schlag geerntet. Da kann es schon Ende Oktober, ja sogar November werden. Für uns heißt das, unsere Aufmerksamkeit in den Folgewochen weiter auf diesen Maisschlag zu konzentrieren.

Während der Aufwuchszeit des Maises waren wir recht erfolglos mit der Jagd am Mais. Das hat sich aber in den letzten Tagen geändert. Seit die Schläge angemäht waren, kamen wir leichter an die Sauen ran. In der letzten Woche konnten wir 4 Sauen erlegen. Zwei wurden beschossen aber gefehlt. Alle Zeichen deuten darauf hin, dass wir in den kommenden Wochen noch etliche Sauen erlegen können. Anders als in den vergangenen Jahren bietet sich den Sauen keine Eichelmast. Sie können gar nicht anders, als die letzten Kolben und Körner vom Acker aufzulesen. Dabei sind sie leicht zu erlegen. Wir bringen jetzt

schon unsere Jagdwagen und mobilen Sitze in Stellung.

Mitte September 2012:

Wenn dann das letzte unserer 31 Maisfelder eingefahren ist, beginnt auch bei uns wieder der normale Jagdalltag. Im Augenblick herrscht aber noch Ausnahmezustand, auch wenn sich die Sauen nach anfänglichen Schäden jetzt sehr stark zurückgenommen haben und ihren derzeitigen Appetit im Gebräch nach tierischer Nahrung auf den umgebrochenen Feldern stillen. Ich werde dann die Zeit nutzen, um die zahlreichen Bilder und Notizen zu einem Leitfaden der Jagd am und im Mais zusammenzustellen. Dieser Leitfaden wird dann später als E-Book und MiniBook hier auf dieser Seite angeboten werden.

Mais extrem

Die Bilder weiter unten sind schon ein gutes Stück überholt. Inzwischen haben wir Anfang September. Der Mais ist ausgewachsen und fängt auch an trockenen Standorten an selbst zu trocknen. Die Stängel werden heller, der Mais

wird durchsichtiger. Mangels anderer Feldfrüchte und mangels Eicheln bleibt den Sauen im Moment nur der Mais. Davon gibt es im Revier genug. Deshalb ziehen sich im Augenblick immer mehr Sauen in die großen Maisschläge. Nachdem sie schon etliche große Löcher in einzelne Maisäcker gebrochen haben, beginnt jetzt die intensive Maisschutz-Phase. Die Abwehrschlacht hat begonnen. Meine Jagdfreunde haben sich schon dabei.

Nächtliche Begegnung

In der Nacht zum 3. September war ich seit einiger Zeit erstmals wieder länger draußen. Fast mit Erfolg. Als ich von der Straße zur Kante eines Maisackers abbog, wo ich das Auto abstellen wollte, stand ich schon fast mitten in einer Rotte. Die drängte sich in einer Entfernung von weniger als 30 Metern auf dem Grenzweg. Wahrscheinlich hatten die Sauen Durst und suchten Tau. Mein erster Auftritt war noch schlecht vorbereitet. Weil meine Dackelhündin Biene auf dem Beifahrersitz saß, lag die Büchse im Kofferraum. Es wäre müßig gewesen, auf weniger als dreißig Schritte zwei Türen zu öffnen um an die Büchse

heranzukommen. Deshalb habe ich gar nicht den Versuch unternommen und mich darauf beschränkt, die Rotte eine Weile zu beobachten. Sehen konnte ich mindestens 4 mittelstarke Stücke, von denen eines im Mondlicht gut erkennbar, stark gescheckt war. Am Rand der Rotte stand eine recht feiste hellborstige Sau, bei ich mir nicht sicher bin, ob es eine Bache oder ein Überläuferkeiler war. Zwischen den stärkeren Stücken drängte sich eine Reihe von Frischlingen. die ihre Streifen schon abgelegt hatten, im Gewicht aber deutlich unter 20 Kilo lagen. Nach einer Weile zogen sich die Sauen wieder in den Maisschlag zurück.

In der Folge des feuchten Frühjahrs und Sommers wird der Mais bald die 2m-Marke knacken. Ich fürchte, dass die Stängel in diesem Jahr 3 Meter und höher werden. Ich lache aber auch, weil die Sämaschinen hie und da ein wenig gestreikt haben und so perfekte Jagdschneisen entstanden sind,. Diese Schneise weist jetzt schon Fährten von Sauen und auch Rotwild auf. Hier stelle ich in Kürze den ersten Mais-Bock auf.

31 Maisäcker verteilt auf 770 ha und ich

mitten drin. Das war in den letzten beiden Jahren ein harter Job. Während die großen Felder am Hühnerküppel noch in der Sonne reiften, hatten die Landwirte die waldnahen Felder schon Anfang Oktober geerntet. Nachdem rundum in den Revieren der Mais geerntet war, entwickelte sich das fast 4 ha große Maisfeld im Westen des Reviers zur größten Kirsung weit und breit. Viele Nächte der letzten Mondphase erwartete ich die Sauen mitten im Feld. Das war relativ licht gesät und hatte eine Reihe ungewollter Schneisen. Trotz bester Sicht gelang es mir nur zwei Frischlinge zu strecken. Beim Nachgehen im Mais rückten die Sauen einfach vor mir her oder umgingen mich. Mehrfach stand ich mitten in der Rotte, ohne auch nur einen Schwarzkittel zu sehen. Während man ganze Rotten wegen deren Lärm gut angehen kann, gelang mir das bei einzelnen Sauen nicht. Da war ich einfach nicht leise genug. Das Jagdpraxis-Revier ist ein Maisrevier. 3 mittelgroße Höfe mit Milchwirtschaft

und vierter Hof mit Milchwirtschaft und Biogasanlage führen dazu, dass Mais die vorherrschende Nutzpflanze im Revier ist. In diesem Jahr habe ich 31 Maisäcker gezählt, die über eine Revierfläche von 770 ha, also über fast 8 Quadratkilometer verteilt lagen. An Einzäunen oder Verwittern ist da gar nicht zu denken. Hier zählen nur intensive Jagd, Störmanöver und Nahkampf. In diesem Jahr war es besonders heftig. Nachdem Ende Juli, Anfang August die Getreide- und Rapsäcker abgeerntet waren, verlagerten die Sauen ihre Einstände in die großen Maisschläge. Zunächst richteten sie keinen Schaden an. Die Maiskolben schmeckten ihnen noch nicht. Mitte August ging es dann los. Ohne Pause zog sich der Kampf um den Mais bis fast in den November hinein. Als dann Mitte Oktober die meisten Äcker abgeerntet waren, entwickelte sich der letzte Acker im Südwesten des Reviers zur wahrscheinlich größten Kirmung im Taunus. Die Sauen kamen meist kurz vor Mitternacht aus allen

Nachbarrevieren. Weil ich den knapp 4 ha großen Acker gar nicht komplett im Blick behalten konnte, habe ich mich mit dem Jagdstuhl mitten in den Acker gesetzt und auf die schwarzen Gesellen gewartet. Die waren mir in diesem Jahr aber überlegen. Zwei geschossene Frischlinge verschafften mir jeweils für einige Tage Luft. Als dann in den letzten Mondnächten der Frost die Maisblätter spröde machte, war es nun auch nicht mehr möglich, die Sauen anzugehen. Ich konnte ihnen nur noch nachgehen. Ging ich eine Maisreihe vor, rückten sie eine Reihe weiter. Kamen wir an den Rand des Ackers, umliefen sie mich und fraßen oberhalb weiter. Ganz cool auf Distanzen von oft weniger als 20 Schritten. In der letzten Oktoberwoche fiel dann der Mais. An diesem Tag habe ich das Gewehr erst einmal in die Ecke gestellt und 3 Wochen Jagdpause eingelegt. Rechtzeitig zum kommenden Mond kehrt die Jagdfreude wieder zurück. Jetzt möchte ich zumindest einigen Sauen die Rechnung präsentieren. Ich werde davon

berichten.

Einer der Maisäcker war sehr licht gesät. Hier haben sich die Sauen zusätzlich Platz verschafft, indem sie die einzeln stehenden Stängel umbrachen. Sie hatten sich regelrechte Pfade gelaufen. Nächstelang folgte ich ihnen im Mais. Zwei habe ich auf frischer Tat erwischt. Das gab für einige Tage Ruhe.

31 Maisäcker verteilt auf 770 ha und ich mitten drin. Das war in den letzten beiden Jahren ein harter Job. Während die großen Felder am Hühnerküppel noch in der Sonne reiften, hatten die Landwirte die waldnahen Felder schon Anfang Oktober geerntet. Nachdem rundum in den Revieren der Mais geerntet war, entwickelte sich das fast 4 ha große Maisfeld im Westen des Reviers zur größten Kirsung weit und breit. Viele Nächte der letzten Mondphase erwartete ich die Sauen mitten im Feld. Das war relativ licht gesät und hatte eine Reihe ungewollter Schneisen. Trotz bester Sicht gelang es mir nur zwei Frischlinge zu strecken. Beim Nachgehen im Mais rückten die Sauen einfach

vor mir her oder umgingen mich. Mehrfach stand ich mitten in der Rotte, ohne auch nur einen Schwarzkittel zu sehen. Während man ganze Rotten wegen deren Lärm gut angehen kann, gelang mir das bei einzelnen Sauen nicht. Da war ich einfach nicht leise genug. Das Jagdpraxis-Revier ist ein Maisrevier. 3 mittelgroße Höfe mit Milchwirtschaft und vierter Hof mit Milchwirtschaft und Biogasanlage führen dazu, dass Mais die vorherrschende Nutzpflanze im Revier ist. In diesem Jahr habe ich 31 Maisäcker gezählt, die über eine Revierfläche von 770 ha, also über fast 8 Quadratkilometer verteilt lagen. An Einzäunen oder Verwittern ist da gar nicht zu denken. Hier zählen nur intensive Jagd, Störmanöver und Nahkampf. In diesem Jahr war es besonders heftig. Nachdem Ende Juli, Anfang August die Getreide- und Rapsäcker abgeerntet waren, verlagerten die Sauen ihre Einstände in die großen Maisschläge. Zunächst richteten sie keinen Schaden an. Die Maiskolben schmeckten ihnen noch nicht. Mitte August ging es dann los.

Ohne Pause zog sich der Kampf um den Mais bis fast in den November hinein. Als dann Mitte Oktober die meisten Äcker abgeerntet waren, entwickelte sich der letzte Acker im Südwesten des Reviers zur wahrscheinlich größten Kirmung im Taunus. Die Sauen kamen meist kurz vor Mitternacht aus allen Nachbarrevieren. Weil ich den knapp 4 ha großen Acker gar nicht komplett im Blick behalten konnte, habe ich mich mit dem Jagdstuhl mitten in den Acker gesetzt und auf die schwarzen Gesellen gewartet. Die waren mir in diesem Jahr aber überlegen. Zwei geschossene Frischlinge verschafften mir jeweils für einige Tage Luft. Als dann in den letzten Mondnächten der Frost die Maisblätter spröde machte, war es nun auch nicht mehr möglich, die Sauen anzugehen. Ich konnte ihnen nur noch nachgehen. Ging ich eine Maisreihe vor, rückten sie eine Reihe weiter. Kamen wir an den Rand des Ackers, umliefen sie mich und fraßen oberhalb weiter. Ganz cool auf Distanzen von oft weniger als 20 Schritten. In der letzten Oktoberwoche fiel dann der Mais. An diesem

Tag habe ich das Gewehr erst einmal in die Ecke gestellt und 3 Wochen Jagdpause eingelegt. Rechtzeitig zum kommenden Mond kehrt die Jagdfreude wieder zurück. Jetzt möchte ich zumindest einigen Sauen die Rechnung präsentieren. Ich werde davon berichten.

Sauber abgeräumt ...

Als ich die Schadensecke im Mais sah, bekam ich erst einmal einen Schreck. So sauber abgeräumte Maisflächen findet man nur dort, wo Bachen mit relativ kleinen Frischlingen zu Schaden gehen. Dann habe ich mich aber darauf besonnen, dass Wildschaden nicht gefühlt sondern berechnet wird. Nachdem ich den Schaden überschlagen hatte, sah die Sache wieder besser aus. Doch davon mehr demnächst auf der Wildschadens-Seite. Für mich heißt es jetzt, mich auf dieser und anderen ähnlichen Kahlschlägen anzusetzen und die Sauen abzupassen. Der helle Untergrund erlaubt auch den Schuss bei schlechtem Licht.

Mit unseren beiden kleinen Maisdrückjagden hatten wir keinen Erfolg. Die Schläge sind so groß, dass die Sauen nur von einem Schlag in den anderen trieben. Die Schneisen zwischen den Schlägen sind entweder zu schmal für den flüchtigen Schuss oder zu gefährlich. So blieb uns der Erfolg bisher versagt. Doch ist noch nicht aller Tage Abend.

Verblüffend! Direkt zwischen Mist und Mais hat sich ein Sauenparadies entwickelt. Hier scheinen die Sauen jeden Abend präsent zu sein. Leider haben wir das erst anlässlich der Drückjagd festgestellt. Jetzt heißt es ein paar Tage Ruhe zu halten und sich dann bei gutem Wind hier einmal anzusetzen. Vielleicht gelingt ja mal ein Treffen.

Aus der JagdPraxis:

Nachdem alle anderen Feldfrüchte abgeerntet sind und die Sauen im Wald weder Eicheln noch Bucheckern finden, machen sie sich jetzt über den Mais her. Die riesigen Felder bieten Deckung und saftige Nahrung zugleich. Dabei beobachte ich derzeit drei Dinge. Die

Schadstellen im Mais beschränken sich in den meisten Fällen auf erstaunlich abgegrenzte Flächen. Ich denke, dass diese Schäden von Bachen mit kleineren Frischlingen, die insgesamt etwas weniger mobil sind, angerichtet werden. Zweitens meiden die Sauen hochgelegene zugige Äcker. Alle Schadstellen liegen im Windschatten. Und drittens verlassen die Sauen jetzt wegen der anhaltenden Trockenheit die dünnen Höhenlagen und ziehen sich in die feuchteren Tallagen zurück. Alle Suhlen der Höhenlagen sind inzwischen nahezu ausgetrocknet. Im Weinbachtal suhlen die Sauen im Schutz der Hecken mitten im Bachlauf. Für die Maisjagd sind hohe Kanzeln und Leitern weniger geeignet. Deswegen richten wir uns für die nächsten Wochen am Boden ein. Walter hat schon alle verfügbaren Jagdwagen in Position gebracht. Ich liebe den freien Ansitz und bin derzeit dabei, mehrere mobile Erdsitze zu bauen, die mit dem Anhänger in kürzester Zeit zu jedem Brennpunkt gebracht werden können. Außerdem habe ich einen alten fast vergessenen

Dreibein-Bock reaktiviert und im Mais auf einer schmalen Schneise positioniert. In der kommenden Woche baue ich noch einige Trapezschirme, die im Notfall auch mitten im Mais auf Schadflächen oder Schneisen positioniert werden können.

Ein Erdsitz für die Maisjagd.

Prinzipiell ziehe ich trockene Stangen aus dem Wald für Hoch- und Erdsitze Schnittholz vor. Rundstangen sind stabiler, sehen besser aus und halten länger. Wenn es aber schnell gehen soll und es nicht auf absolute Standfestigkeit und Dauerhaftigkeit ankommt, kann man gerne auch einmal auf Kanthölzer zurückgreifen. Da noch etliche Kanthölzer in meinem Carport stehen, habe ich folgenden Ansitzschirm aus Kanthölzern gebaut. Wegen der Abmessungen der Anhängerladefläche von 220 x117 cm habe ich alle Bauteile des Ansitzschirms mit 110 cm bemessen. So passt der Schirm bequem auf den Anhänger, kann leicht transportiert werden und kann aber auch auf dem Anhänger im Notfall als mobiler Ansitz genutzt werden.

So wird der mobile Schirm gebaut:

Zuerst lege ich zwei aufstrebende Stützen auf eine ebene Fläche. Von unten gemessen nagle oder schraube ich bei 15cm (Bodenkranz), 50 cm (Sitzauflage) und bei 110cm (Brüstung) jeweils 1 Kantholz von 110cm an. Mit 186cm Körpergröße brauche ich Brüstungshöhen von 110cm. Für kleinere Körpergrößen reichen oft auch Brüstungen in Höhe von 100 cm. Mit meinem Jagdwinkel richte ich die Konstruktion rechtwinklig aus, um sie dann mit einer Dachlatte zu fixieren. Auf das erste Seitenelement lege ich die beiden anderen aufstrebenden Hölzer und nagle ohne weitere Messung passgenau die drei Querträger auf. Mit einem eingepassten Dachlattenstück fixiere ich auch das zweite Seitenteil. Nun stelle ich beide Seitenteile auf und nagle oder schraube die drei Rückwandhölzer ein. Die Querfixierung erreiche ich durch ein Fußholz und die fest aufgeschraubten Sitzbrettern. Fertig ist der Ersitz. Das Brüstungsholz liegt lose auf der Sitzbank und wird bei Bezug erst als Brüstungsholz aufgelegt. Wer lange sitzt und Rückenprobleme vermeiden will, richtet sich noch eine Rückenlehne ein. Hier ist ein einzelnes

vertikales Brett besser als eine breite
Rückenlehne. Mehr dazu demnächst.